

# Der Materialismus der Sprache

Interview mit Koschka Linkerhand über feministische Sprachkritik und -praxis

*Womit sich feministische Reflexion und Aktion beschäftigen, zeichnete im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte einige Konjunkturen. Manche reden von Generationen der Frauenbewegung, einige von Wellen, wieder andere meinen, Geschlossenheit gebe es eh nicht, weil die Ziele, wofür gekämpft wird, verschieden, ja inkompatibel seien. Eine der Debatten quert die Linien von materialistischer und sprachlicher Kritik. Dazu haben wir ein Interview mit Koschka Linkerhand geführt.*

CORAX: Was ist denn deine Stellung in dieser Auseinandersetzung? Sie entspricht, so der Eindruck meiner Lektüre, ja nicht unbedingt dem Konsens.

KL: Einen feministischen Konsens gibt es, soweit ich den deutschsprachigen Feminismus überblicke, glücklicherweise nicht mehr. Bis vor ein paar Jahren war noch eine starke queer-feministische Dominanz zu beobachten, die sich häufig in einseitig sprachpolitischen Ansätzen verzettelt hat.

Die Kritik an patriarchalen und kapitalistischen Strukturen (vor allem in ihrem Zusammenhang), die die Zweite Frauenbewegung geleistet hat, war in Vergessenheit geraten bzw. vom neoliberalen Zeitgeist überrannt, in dem es, Margaret Thatcher zufolge, keine Gesellschaft gibt, sondern Männer, Frauen und Familien, die sich einfach um sich selber kümmern sollen. Das Zitat zeigt, dass Frauen gerade durch die starke Individualisierung und die damit verbundene Entsolidarisierung mir nichts, dir nichts auf den alten patriarchalen Mist zurückgeworfen werden – etwa die ungerechte Aufteilung von Reproduktionsarbeit in der Kleinfamilie, die nicht mehr als strukturell erkannt wird. Auf diesen gigantischen Nachteil der Selbstverwirklichungsideologie müssen Feministinnen sehr wach reagieren, statt ins neoliberale Rohr zu tröten und lediglich am Sprachgebrauch zu feilen. Ich glaube, das funktioniert am besten mit einer klugen Aktualisierung und Weiterentwicklung der Gesellschaftskritik der Zweiten Frauenbewegung – und mit dem Blick auf transnationale feministische Bewegungen, die vielleicht schon auf ganz andere Antworten gekommen sind.

CORAX: Welchen Rahmen sollte die Systemfrage deiner Meinung nach einnehmen, die du seit der Zweiten Frauenbewegung vernachlässigst siehst? Was fokussiert dein materialistischer Ansatz?

KL: Für mich bedeutet materialistischer Feminismus, kurz gesagt, die Kritik der patriarchalen gesellschaftlichen Verhältnisse mit dem Ziel ihrer Umwälzung. Dafür ist die Frage nach der Welt, in der wir lieber leben wollen als in dieser, unverzichtbar. Materialistischer Feminismus muss für die Freiheitsmöglichkeiten von Frauen im Hier und Jetzt kämpfen: ob es nun gegen Diskriminierung am Arbeitsplatz geht oder darum, den bewaffneten Kampf der Kurdinnen gegen Islamisten und die türkische Armee zu unterstützen. Diese ganz realpolitischen Forderungen müssen mit der utopischen Weitsicht vermittelt werden, dass es dabei grundsätzlich um die Abschaffung des globalen kapitalistischen Patriarchats geht, das das Leiden von Frauen, Mädchen und Queers verursacht und ihre Freiheit verhindert. Rosa Luxemburg hat diese Denkfigur revolutionäre Realpolitik genannt.

CORAX: Die Frage der Ökonomie und des Geschlechterverhältnisses ist quasi so alt wie die ersten linken Schriften zur Kritik kapitalistischer Ökonomie. Heutzutage aber und vor allem auch unter Linken sind als Mittel gegen geschlechtliche Diskriminierung vor allem sprachkritische, ja sprachpolitische Ansätze populär. Wie kannst du dir erklären, dass Sprache – wenn gleich nur ein Zeichensystem – solche politisch wirkmächtige Rolle auch und vor allem von Linken zugeschrieben wird?

KL: Dass Sprache mehr als ein Zeichensystem ist, nämlich Teil patriarchaler Herrschaftsverhältnisse, hat die Linguistin Luise F. Pusch bereits in den 80ern in *Das Deutsche als Männersprache* gezeigt. Sie macht deutlich, dass die grammatischen Strukturen, die sich in einem jahrhundertelangen patriarchalen Gesellschaftszustand ausgeprägt haben, den Mann als Norm und die Frau als davon Abgeleitetes setzen. 2001 haben Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny empirische Studien zusammengefasst, die nachweisen, wie das generische Maskulinum Leser\_innen davon abhält, sich unter Musikern, Politikern etc. auch Frauen vorzustellen oder sich auf scheinbar geschlechtsneutrale Stellenanzeigen zu bewerben.

Auch „das Kind“ wird im Patriarchat zunächst als männlich gedacht, und Mädchen – ganz zu schweigen von inter-Kindern – können sich nicht sicher sein, inwiefern sie irgendwie mitgemeint sind. Beispielsweise werden viele Lehrbücher hauptsächlich mit Jungs und männlichen Tierkindern illustriert. Das bringt Mädchen in eine zwiespältige Lage: Einerseits wird ihnen qua Sozialisation klargemacht, dass sie sich aus Bereichen, die von Jungs dominiert werden, lieber zurückziehen sollten, weil sie in ein anderes, rosa Paralleluniversum gehören. Andererseits sollen sie sich mit den forschenden Jungfiguren in diesen Büchern identifizieren, weil die nun mal die Protagonisten sind. Kein Wunder, dass dieser Konflikt oft in der Ansicht mündet, dass Forschung, Mathe und Leistungsfächer generell nichts für Mädchen seien.

Die mangelnde symbolische Repräsentation von Frauen, LGBTI, Nichtweißen oder Behinderter steht also in enger Verbindung dazu, in welchem Maß diese Gruppen von politischer, kultureller, wissenschaftlicher Teilhabe und vom gesellschaftlichen Wohlstand ausgeschlossen werden. Insofern trägt Sprache zum Funktionieren des kapitalistischen Patriarchats bei und muss feministisch kritisiert werden.

Der Fehler der Linken nach dem Linguistic Turn liegt in der Annahme, dass die diskriminierenden und ausbeuterischen gesellschaftlichen Verhältnisse über verändertes Sprachhandeln zu bereinigen wären. Dadurch wird der Sprache – in neoliberaler Manier v. a. dem Sprechen der Einzelnen – eine geradezu dämonische Macht verliehen. Das Verständnis des gesellschaftlichen Kontexts, in dem Sprache erst patriarchal funktioniert, geht verloren. Um wieder das Kinderbuch-Beispiel aufzunehmen: Der sexistische Sprachgebrauch, der sich in Sätzen wie „Wir sind fleißige Blättersammler“ oder „Der schnellste Schüler gewinnt“ äußert, wirkt so nachhaltig, weil Frauen und Mädchen in diesen Büchern nur randständig auftauchen, was wiederum mit ihren realen gesellschaftlichen Rollen zusammenhängt. Am Horizont der meisten Schulkinder tauchen Frauen als fürsorgliche Mütter und Pädagoginnen im Primarbereich auf, schwarze Frauen vielleicht als Reinigungskräfte – nicht als machtvolle, aufregende Wissensvermittlerinnen. Diese patriarchale Welt lässt sich nicht durch die einfache Ergänzung „Blättersammler\*innen“ wegzaubern, sondern schreitet nach einer feministischen Umwälzung der Verhältnisse. Die Feminisierung bzw. Diversifizierung der Sprache muss ein Teil davon sein, die Änderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ein anderer.

CORAX: In den alten materialistischen Debatten wird zwischen dem Grund der Verhältnisse und der Ideologie, die sich aufsattelt, geschieden. Im Kampf gegen Diskriminierung – das betrifft nicht nur die der Geschlechter – scheint man sich heutzutage eher auf die Ideologie zu stürzen, als ob darin der Grund der Missstände zu finden sei. Gibt es dafür ein Problembewusstsein?

KL: Meiner Beobachtung nach sogar ein steigendes. Genauso zu kritisieren wie eine Linke, die nur noch die sprachliche Seite der Dinge kritisiert, sind aber Marxisten, die auf dem generischen Maskulinum als angeblich reiner Formsache beharren und sich wundern, warum in ihrem klugen Lesekreis kaum Frauen auftauchen bzw. den Mund aufmachen. Die Verächtlichkeit gegenüber Sprachfeminismus geht meiner Erfahrung nach oft mit einer fehlenden Bereitschaft einher, sich mit den sexistischen Schlagseiten des eigenen Denkens und Verhaltens zu befassen. Eine materialistische Kritik der einseitigen Sprachpolitik darf nicht die symbolischen, kulturellen, psychosozialen Ebenen des Patriarchats vernachlässigen. Sonst macht sie falsche Gegensätze auf: Uns geht es nicht um die Sprache, sondern um die Verhältnisse! Dabei ist die Sprache integraler Teil der Verhältnisse.

Aber ich teile das Unbehagen angesichts des sprachlichen Formalismus. Die Suche nach einem gendersensiblen und antirassistischen Sprachgebrauch ist vielfach in eine Flucht vor den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sie benennen sollen, umgeschlagen. Beispielsweise ist ein exakter Antidiskriminierungssprech, der vor allem deutschen Muttersprachler\_innen sowie Hochschulabsolvent\_innen mit einem äußerst kontrollierten Habitus leichtfällt, mittlerweile in einigen Berufsfeldern erforderlich und damit zum Herrschaftscode geworden.

CORAX: In *Beißreflexe* (Querverlag 2017) hast du vor einiger Zeit die Verselbständigung der identitäts- und dabei vor allem auch sprachpolitischen Ansätze in linken Gruppen problematisiert. Auf autoritäre und dogmatische Art habe sich die Debatte (und ihre Protagonist\_innen) abgeschottet. Hat sich in der Folge etwas bewegt?

KL: Ich denke schon, dass der Aufruhr um *Beißreflexe* etwas verändert hat – zusammen mit den veränderten politischen Verhältnissen der letzten Jahre. Der Rechtsruck, wie er sich etwa in den Anzeigen gegen Ärzt\_innen ausdrückt, die Abtreibungen vornehmen, hat vielen vor Augen geführt, wie fragil Frauen- und LGBTI-Rechte auch in Deutschland sind, und dass es produktivere Formen der feministischen Kollektivierung braucht als Selbstabschottung und Selbstbezüglichkeit.

Seit den *Beißreflexen*, aber auch *Feministisch streiten* hat sich materialistischer Feminismus als Kampfbegriff etabliert. Das bedeutet zwar eine Verdinglichung und Vereinfachung der Konfliktlinien – aber wichtiger ist, dass die einseitige Sprach- und Diskursfixierung nicht mehr unwidersprochen als einzige Methode gilt, wie Feminismus zu funktionieren hat.